

„Kein Rührei aus zwei Sprachen“

BONUS im Gespräch mit dem renommierten Stilkritiker Wolf Schneider

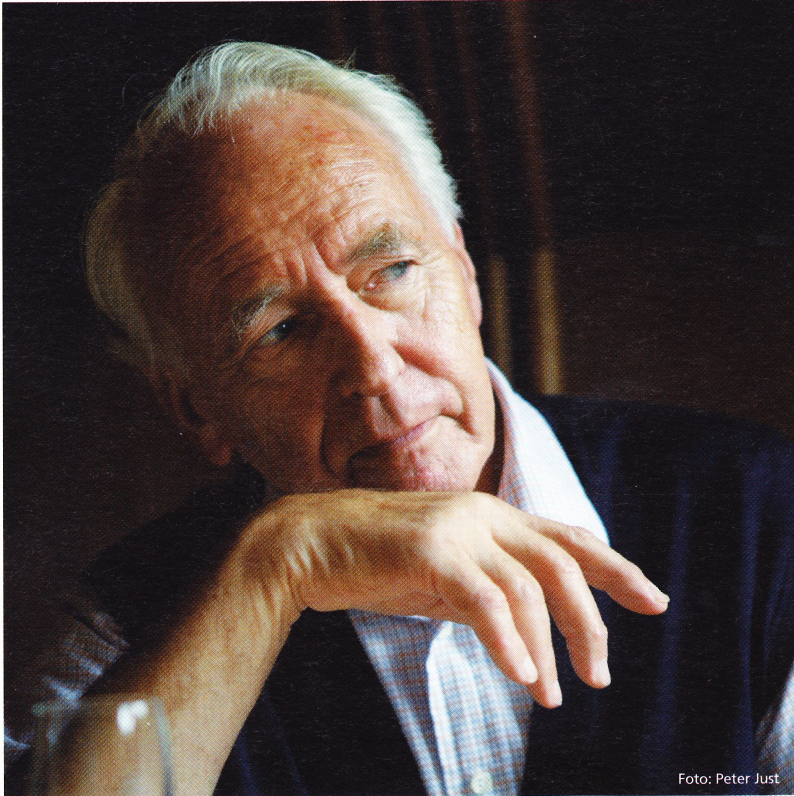


Foto: Peter Just

Wolf Schneider (geb. 1925) war Korrespondent der Süddeutschen Zeitung in Washington, Verlagsleiter des „Stern“, Chefredakteur der „Welt“ und 16 Jahre lang Leiter der Henri-Nannen-Schule. Er ist Ausbilder an fünf Journalistenschulen und unterrichtet lesbares Deutsch in Wirtschaft, Presse und Behörden. 1994 verlieh ihm die Gesellschaft für deutsche Sprache den Medienpreis für Sprachkultur, 2007 die Universität Salzburg den Titel Honorarprofessor. Schneider hat zahlreiche Sachbücher geschrieben, zuletzt „Speak German! Warum Deutsch manchmal besser ist“, Rowohlt Taschenbuch Verlag 2009, 192 Seiten, 8,95 Euro.

Der 26. September ist der Europäische Tag der Sprachen. Er geht auf eine Initiative des Europarates zurück und soll auf die Sprachenvielfalt in Europa aufmerksam machen. Der Tag erinnert auch daran – ebenso wie der Internationale Tag der Muttersprache am 21. Februar jedes Jahres –, sich der Lebendigkeit unserer Muttersprache stärker bewusst zu werden. Diese driftet, so befürchten viele, zunehmend in einen Deutsch-Englisch-Sprachmix ab. BONUS sprach mit dem Stilkritiker Wolf Schneider, den der Spiegel als „Seniorchef der deutschen Sprachkultur“ rühmte.

BONUS: Herr Schneider, befürchten Sie, dass die deutsche Sprache verkommt?

Schneider: Ja, es geht bergab mit der deutschen Sprache aus verschiedenen Gründen. Einerseits wegen der übertriebenen Importe aus dem Englischen – nur die Überreibungen bekämpfe ich. Andererseits, weil auch innerhalb der deutschen Sprache eine Abwärtsentwicklung stattfindet. Die Zahl der 17-Jährigen, die jemals in ihrem Leben ein ganzes Buch gelesen haben, sinkt permanent.

Die Schreibkultur, die mal tendenziell mit einem Brief verbunden war, geht in der E-Mail in die Brüche.

BONUS: Die Sprache ändert sich ständig. Der Wandel vollzieht sich auch mit den neuen Medien. Ist das so schlimm?

Schneider: Es ist unbestritten, dass eine durchschnittliche E-Mail geschwätziger ist, mit schlechterer Grammatik und im schlechteren Stil geschrieben wird als ein durchschnitt-

licher Brief. Wer sich an die Schreibmaschine setzte oder einen Füllfederhalter zur Hand nahm, der hat ein bisschen nachgedacht, der hat auch nicht gleich alles zu Papier gebracht, was ihm einfiel. Da findet eine Entwicklung statt, die ich eine Entwicklung zum Schlechteren nenne.

BONUS: Sie bemängeln auch, dass viele englische Wörter unsere Sprache verhunzen.

Schneider: Das ist der Import von Anglizismen. Hier muss man unterscheiden. Bitte keine Deutschtümelei. Selbstverständlich sind wir mit Wörtern wie „Start“ oder „Stopp“, denen wir gar nicht mehr anmerken, dass sie aus dem Englischen kommen, völlig zufrieden – auch mit anderen praktischen Wörtern wie „Flirt“, „Team“, „Hobby“ oder „Sex“ – kein Mensch hat etwas dagegen. Der Unfug findet nur dort statt, wo die Deutsche Bahn AG mit ihren deutschen Kunden auf Englisch verkehrt. Wo der Hamburger Flughafen in erster Linie „Airport“ heißt und dann in Klammern „Flughafen“. Wo die Banken mit ihren Kunden größtenteils auf Englisch verkehren, und das ist – wie häufig vermutet wird – ein Beitrag zur Finanzkrise. Also, es wird ganz wahnsinnig übertrieben. Die Deutsche Post in Bonn sitzt in einem Turm, der heißt „Post Tower“ und nicht Postturm. Warum muss die Deutsche Bahn AG den „Service Point“ erfinden? Warum heißt die Personalabteilung in deutschen Firmen „Human Resources Department“? Es herrscht eine Besessenheit vom Englischen.

BONUS: Einige Unternehmen haben sich wieder von ihren englischsprachigen Werbesprüchen getrennt, weil viele Kunden diese ganz falsch verstanden haben. Ist das ein Weg, der Hoffnung macht?

Schneider: Ja, weil damit die Werbewirtschaft, die Millionen hinausgepulvert hatte, schmerzlich erfahren hat, dass man mit den Deutschen nicht so leicht Englisch reden kann. 60 Prozent der Deutschen können überhaupt nicht Englisch, und unter den 40 Prozent, die behaupten, es zu können, waren ja die merkwürdigsten Übersetzungen dabei. Zum Beispiel hat SAT.1 früher mit „Powered by emotion“ geworben. Das hieß bei einigen Leuten, die glaubten, sie verstünden es, „Kraft durch Freude“ oder „von Emotionen gepudert“. Eine herrliche Lektion.

BONUS: Auch die Sprache im Bildungsbereich bedient sich lieber der englischen Wörter. Es ist von „Learning“ die Rede statt von Lernen, Professoren treten als „Council Member“ auf ...

Schneider: Ja, dagegen gibt es auch große Initiativen von Wissenschaftsvereinigungen. Wenn man das Deutsche als Sprache der Wissenschaft mehr oder weniger abschafft, dann ist man zunächst einmal zweite Wahl, weil man mit den englischen Muttersprachlern nicht konkurrieren kann. Ein Deutscher, der noch so gut Englisch kann – und das können vielleicht ein Prozent der Deutschen –, ist immer noch im Nachteil gegenüber englischen Muttersprachlern. Bei jeder internationalen Konferenz, in der alle Englisch

sprechen, sind die englischen Muttersprachler automatisch im Vorteil. Die deutsche Wissenschaft droht also ins Hintertreffen zu geraten, weil sie freiwillig auf eine Sprache verzichtet, die im 19. Jahrhundert mal die Weltsprache der Wissenschaft war.

BONUS: Was halten Sie von einer gemeinsamen Sprache in Europa, um die Verständigung zu erleichtern?

Schneider: Eine gemeinsame Sprache gibt es ja schon beinahe, weil Englisch eben die dominierende Weltsprache ist. Ich bin ja absolut dafür, dass man Englisch lernt. Ich selber behaupte von mir, dass ich zu dem einen Prozent der Deutschen gehöre, das sehr gut Englisch kann, und ich liebe die englische Sprache. Nur, es gibt doch überhaupt keinen Grund, aus den beiden Sprachen ein Rührei zu machen. Es ist wunderbar, wenn die Deutsche Bahn AG unter ihr Schild „Auskunft“ auch noch schreiben würde: „Service Point“. Oder wenn auf dem Flughafen Hamburg unter „Flughafen“ auch noch „Airport“ stehen würde. Aber das Deutsche gar nicht mehr hinzuschreiben – oder an zweiter Stelle –, das ist doch verrückt.

BONUS: Wer könnte die Deutschen zu einem liebevolleren Umgang mit ihrer Muttersprache anstiften?

Schneider: Ein Einzelner kann das nicht. Es gibt eine Menge von Gegenströmungen. Ich selber bin ja beteiligt an der Aktion „Lebendiges Deutsch“, die seit zweieinhalb Jahren einmal im Monat drei Eindeutschungen anbietet. Zum Beispiel den Airbag nicht mehr „Airbag“, sondern „Prallkissen“ zu nennen – schon deswegen, weil Airbag ein irreführendes Wort ist. Da ist nämlich gar keine Luft drin, sondern Stickstoff und ein pyrotechnischer Gasgenerator. Der Airbag – eine deutsche Erfindung einer deutschen Firma, wird in Deutschland als „Airbag“ verkauft, und das ist auch noch eine Irreführung. Dies gehört zu dem Quatsch, den ich bekämpfe.

BONUS: Nennen Sie uns bitte noch ein paar solcher Beispiele!

Schneider: Gerne. Warum sagen wir „Coffee to go“ und nicht „Gehkaffee“? Warum sagen wir „Counter“ und nicht „Schalter“, „Equipment“ und nicht „Ausrüstung“, „Fast food“ und nicht „Schnellkost“, „Pay-TV“ und nicht „Zahlkanal“?

BONUS: Nicht nur die deutsche Sprache verliert an Bedeutung, auch die Dialekte sind vom Aussterben bedroht ...

Schneider: Ich wohne in Starnberg und merke, dass hier in Oberbayern der Dialekt noch sehr lebendig ist. Das begrüße ich sehr. Dialekte soll man können, aber nicht müssen. Mit anderen Worten: Ein Mensch sollte nicht seinem Dialekt verhaftet bleiben, sondern daneben sich einigermaßen hochdeutsch ausdrücken können. Also: Rede Dialekt wie du willst, aber beherrsche auch noch die Hochsprache.